



CAITLYN
YOUNG

kleine
Lügen,
große
Liebe

SPARKS OF LOVE



Über dieses E-Book

Gundi Funzel ist weder mit ihrem Namen noch ihrem Äußeren zufrieden. Jeder Tag ist für sie eine Herausforderung. Sie wohnt bei ihrer Mutter und ihrem Stiefvater, den sie nicht ausstehen kann, und arbeitet in einem Drogeriemarkt. Als ihre einzige Freundin verunglückt, kann sie nicht mehr anders, als das Leben, das so plötzlich zu Ende sein kann, endlich in die Hand zu nehmen. In den sozialen Medien erschafft sie sich mit „Sarah Sparks“, einer sowohl privat als auch beruflich erfolgreichen Frau, ein neues Selbst. Schon bald steht ihr Leben Kopf und sie schafft es endlich, aus sich heraus zu kommen. Aber als sie sich in der virtuellen Welt in den Maler Ray Colby verliebt und der sich mit ihr treffen möchte, wird die Sache kompliziert ...

Dies ist eine Neuauflage des Romans Mauerblümchen küssen besser.

Impressum



Überarbeitete Neuauflage November 2020

Copyright © 2022 dp Verlag, ein Imprint der dp DIGITAL PUBLISHERS GmbH
Made in Stuttgart with ♥
Alle Rechte vorbehalten

E-Book-ISBN: 978-3-96087-983-1

Copyright © Mai 2019, dp Verlag, ein Imprint der dp DIGITAL PUBLISHERS GmbH
Dies ist eine überarbeitete Neuauflage des bereits Mai 2019 bei dp Verlag, ein Imprint der dp DIGITAL PUBLISHERS GmbH erschienenen Titels Mauerblümchen küssen besser (ISBN: 978-3-96087-488-1).

Covergestaltung: KÖPKE COVERDESIGN
unter Verwendung von Motiven von
shutterstock.com: © Aleksander Erin, © Dean Drobot, © mimagephotography
Lektorat: Marie Weißdorn

E-Book-Version 08.07.2022, 12:32:38.

Das Werk darf – auch teilweise – nur mit Genehmigung des Verlages
wiedergegeben werden.

Sämtliche Personen und Ereignisse dieses Werks sind frei erfunden. Etwaige
Ähnlichkeiten mit real existierenden Personen, ob lebend oder tot, wären rein
zufällig.

Abhängig vom verwendeten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen
Darstellungen des vom Verlag freigegebenen Textes kommen.

Unser gesamtes Verlagsprogramm findest du hier

[Website](#)

Folge uns, um immer als Erste:r informiert zu sein

[Newsletter](#)

[Facebook](#)

[Instagram](#)

[Twitter](#)

[YouTube](#)

CAITLYN
YOUNG

kleine
Lügen,
große
Liebe

SPARKS OF LOVE

Für meine Eltern

Teil 1

Kapitel eins

*A*ls Teenager glaubte ich, den Tiefpunkt meines Lebens bereits erreicht zu haben. Die Pubertät hinterließ Spuren: Mein Hintern wuchs in die Breite, mein Haar wurde widerspenstig und seine blonde Farbe wich einem Aschblond, das ich nicht ausstehen konnte. Zu allem Überfluss bekam ich an meinem fünfzehnten Geburtstag eine feste Zahnsperre, die mich noch mehr entstellte.

Ich war zwar die Beste in der Klasse, aber das brachte mir nur den Ruf der Streberin ein. Zu den beliebten Mädchen blickte ich auf, als seien sie Göttinnen. Judith Bronner war so eine Göttin. Ihr langes, glänzendes Haar fiel über die Stuhllehne in der ersten Reihe, während ich mich in der hintersten versteckte. Sie trug schon mit dreizehn erdbeerfarbenen Lipgloss und die Mädchen scharten sich in den Pausen um sie, während die Jungs sie aus der Ferne sehnsüchtig beäugten. Sie sah aus wie ein Topmodel und sprach über Dinge, die jeden interessierten. Von meinen Büchern und meinem Meerschweinchen, das sonderbar knurrte, wenn ich ihm den Bauch kratzte, wollte keiner etwas wissen.

In den nächsten zehn Jahren musste ich mich allerdings damit abfinden, dass der Tiefpunkt meiner Pubertät zu einer Tiefgeraden wurde, die sich immer weiter in die Länge zog. Das Übel wurde mir schon mit meinem Namen in die Wiege gelegt. So statuierte ich in meiner Gymnasialzeit folgendes Grundrecht: Jeder sollte einen Namen haben, den sie oder er mögen kann. Man wird unweigerlich mit ihm verbunden, wird mit ihm gerufen, schreibt ihn auf das Deckblatt jeder Klassenarbeit und unterschreibt mit ihm. Jeder Mensch muss mit seinem Namen zufrieden sein, Punkt!

Wenn ich mich bei meiner Mutter beschwerte, sagte sie lediglich, es sei doch „nur ein Name“. Sie als *Mara* hatte leicht reden. Ohne mit der Wimper zu zucken hätte ich mit ihr getauscht, zur Not auch mit einer Ursula oder Uta, auch wenn ich Namen mit U schon immer doof fand. Die Geschichte, wie mein Vorname ausgesucht wurde, machte die Sache nicht besser. Hätte meine Mutter ein Idol mit dem Vornamen Gundi gehabt, hätte ich ihre Wahl womöglich nachvollziehen können. Alles, was einen ideellen Hintergrund hatte, berührte mein Herz. Doch schuld an meinem Vornamen waren nur ein Zufall und das Vornamenbuch aus der Bücherei, welches von Mamas kugelrundem Bauch rutschte. Als sie es am nächsten Morgen aufhob, fand sie es bei den Mädchennamen mit G aufgeschlagen. Ihr Blick fiel auf Gundi, denn neben dem G befand sich ein kleiner brauner Fleck, und sie beschloss kurzerhand, mich Gundi zu nennen.

Wenn meine Mutter meinen Erzeuger geheiratet und seinen Namen angenommen hätte, hätte mein verunglückter Vorname eventuell durch den angenehm klingenden Nachnamen Lenz ein wenig an Bedeutung verloren. Gundi Lenz klang nach einer Künstlerin, vielleicht einer Literaturkoryphäe, die ich liebend gern gewesen wäre. Doch nein! Als ich bei Wikipedia nachsah, was ich tat, sobald ich lesen konnte, fand ich schnell heraus, dass mein Nachname mit nichts Schönerem assoziiert werden konnte. Er steht für eine Lampe, die nur spärliches Licht spendet. Als Adjektiv verwendet bedeutet er *klein und daher schlecht zu benutzen, leicht zerbrechlich oder umständlich in der Handhabung*. Manchmal denke ich, dass die Bedeutung meines Nachnamens ironischerweise meinen Charakter recht gut beschreibt.

Dass wir in Stuttgart wohnten, machte alles noch einen Deut schlimmer. Im Schwäbischen steht mein Nachname für eine *alte hässliche Frau*. Die ich eines Tages bestimmt sein würde, aber noch war es nicht so weit! Mit meinen fünfundzwanzig Jahren wäre ich gern eine junge, selbstbewusste Frau gewesen, die eine große Zukunft vor sich hat. Warum ich immer nach den Sternen greifen müsse, wollte meine Mutter oft wissen. Vielleicht, weil sie es nie getan hatte. Aber das sagte ich ihr natürlich nicht.

Genug um den heißen Brei herumgeredet. Darf ich mich vorstellen, mein Name ist Gundi Funzel. Ja, ihr habt richtig gelesen, so lautet mein verfluchter Name und es tut mir weh, ihn so auf dem Papier lesen zu müssen. Doch was hilft

es, man muss zu den Tatsachen stehen. Bis zu einem gewissen Grad machte ich meinen Namen auch dafür verantwortlich, dass ich an meinem fünfundzwanzigsten Geburtstag noch Jungfrau war ...

Es war wieder einmal ein Jahr vergangen und wir versammelten uns in der Wohnung meiner Eltern, um zusammen zu feiern. Mein Bruder Timo war aus Frankfurt angereist, wo er bei einer Unternehmensberatung Karriere machte und mit Zahlen jonglierte, als sei es das Selbstverständlichste auf der Welt. Ich hatte schon Probleme, die Maschenzahlen bei Strickmustern auf meine Größe umzurechnen.

„Zum Geburtstag viel Glück, zum Geburtstag viel Glück ...“ Mamas krächzende Stimme schwankte in der Tonhöhe, sie hatte noch nie singen können. Mit einem breiten Lächeln stand sie am Kopfende des Wohnzimmertisches und sah mich liebevoll an. Seit sich mein Vater noch vor meiner Geburt aus dem Staub gemacht hatte, bekam ich von ihr die doppelte Portion Liebe. Ihre graue, mit Mehlflecken übersäte Schürze warf Falten über ihrem flachen Brustkorb.

Mein Stiefvater, der zu meiner Rechten saß und ungeduldig abwechselnd auf die Schwarzwälder Kirschtorte und den Käsekuchen blickte, stimmte in den Gesang ein. Sein sonorer Bass verriet, dass er jahrelang im Kirchenchor gesungen hatte. Seine Stimme war das Einzige, was ich an ihm mochte.

Mein Bruder Timo gab keinen Mucks von sich, sondern drückte auf seinem Handy herum. Er trug sein obligatorisches rotes Poloshirt, das auf jedem Foto von Familienfesten zu sehen war, und für einen Augenblick kam es mir vor, als sei ich wieder ein kleines Kind. Es gab Bilder von jedem meiner Geburtstage, auf denen die Lichter der Kerzen flackerten und meine Augen erwartungsvoll leuchteten. Schon damals trug ich am liebsten Latzhosen. Nun saß ich hier, im Wohnzimmer meiner Eltern, das sich in den letzten Jahrzehnten kaum verändert hatte, und war bereit, meine Kerzen auszupusten. Mama hatte die alten Rollläden heruntergelassen und stemmte die Hände in die schmalen Hüften, um den großen Augenblick zu erwarten. An der beige Wand hinter ihr hing ein Bild von einem Clown, das ich in der fünften Klasse gemalt und mit dem ich einen Preis gewonnen hatte.

Ich sog die Luft, die nach Kraut roch, in meine Lungen ein. Dann blies ich mit all meiner Kraft, schaffte es aber nicht, alle Flammen gleichzeitig zu löschen. Immerhin zierten inzwischen fünfundzwanzig Kerzen den Kuchen. Eine bleierne Beklommenheit schlich sich in meine Brust. Während meine Familie applaudierte und mein Stiefvater Malte die Kirschtorte anschnitt, machten sich meine Gedanken, wie so oft und ohne, dass ich es wollte, auf Wanderschaft zu einem früheren Geburtstag.

Als ich dreizehn geworden war, hatte es am späten Nachmittag unerwartet bei uns geklingelt. Mama schickte mich zur Tür, weil sie gerade Blumenbeete befüllte und bis

zu den Ellenbogen in Erde steckte. „Aber schau bitte erst durch das Loch, bevor du die Tür öffnest!“ Mama war so vorsichtig, als wohnten wir in einer kriminellen Großstadt.

Der Blick durch das Guckloch zeigte Annes verzerrtes Gesicht mit den riesenhaften, dunkelbraunen Augen und den buschigen Brauen. Sie wohnte seit drei Monaten mit ihrer Mutter in der Wohnung über uns und war das einzige Mädchen, das meine Nähe zu suchen schien.

„Du bist jetzt ein Teenager!“, rief sie mit ihrer Stimme, die wie das Klingeln winziger Glocken klang. Dabei lächelte sie und entblößte ihre Zähne. Sie waren verfärbt und schief, ihre Mutter hatte kein Geld für eine Zahnsperre. „Darfst du heute Abend mit mir in die Disko gehen?“

Mama sagte sofort, ich könne mit, wenn ich versprach, um zweiundzwanzig Uhr eine Textnachricht zu schicken, damit mein Stiefvater mich abholen konnte. Aber sie wollte Malte, der gerade im Fitnessstudio war, vorher fragen. Also tröstete ich Anne.

Ich hasste es, wenn mein Stiefvater Teil jeder Gleichung wurde. Mama und Malte waren seit zwanzig Jahren verheiratet. Mit einem enormen Kugelbauch gab Mama ihm auf dem Standesamt das Jawort, während ich mit einem weißen Ringkissen danebenstand. Malte roch schon damals nach vergammelten Äpfeln. Er sprach nie viel mit mir, als wisse er nicht, was man zu einem kleinen Mädchen sagen solle. Also waren wir seither wie Luft füreinander.

„Hier, Gundi!“ Mamas Stimme riss mich aus meinen Gedanken. Sie reichte mir ein kleines Päckchen, das in für

Grundschulkindern passendes Geschenkpapier eingewickelt war. „Das ist von Malte und mir.“

Malte lud bereits das dritte Stück Kuchen auf seinen Teller.

Das Geschenk war zu klein, um ein Buch zu sein, dabei hatte ich mir das neueste von Paul Auster gewünscht. Vorsichtig begann ich, den Klebefilm mit Rautenmuster zu lösen. Mama war beim Geschenkeeinpacken eine wahre Künstlerin. Es kam eine schwarze Plastikschatel zum Vorschein, darin lag eine Kette mit einem Anhänger in der Form eines vierblättrigen Klees. Die Blätter waren grün mit buntem Glitzer.

„Wie schön, danke!“, rief ich und hob das Schmuckstück hoch.

„Seit wann trägst du Schmuck?“, wollte Timo wissen und runzelte die Stirn. Dann klaute er die größte Kirsche der Torte aus ihrem Bett aus Schlagsahne.

„Wir dachten, dass du daran vielleicht Gefallen finden könntest.“ Mama klang fast, als wolle sie sich für das Geschenk entschuldigen. Ich wusste sofort, dass Malte es ausgesucht hatte. Er war Gymnasiallehrer und eine seiner Kolleginnen arbeitete nebenberuflich als Schmuckdesignerin. Ich war mir sicher, dass ich dieses Ding niemals umlegen würde.

Mama schaufelte eine Schnitte des Käsekuchens auf meinen Teller, ohne mich zu fragen. Anschließend goss sie eine Runde Kaffee nach und versuchte erfolglos, ein Gespräch in Gang zu bringen. Aber es war, wie meistens, aussichtslos. Timo hatte mehr Interesse an seinem Handy

als an einem geistigen Austausch mit seiner Familie, die er schon allzu gut kannte, und Malte hüllte sich in das für ihn typische Schweigen, bei dem er den Blick starr geradeaus richtete. Es sah aus, als würde er mit offenen Augen schlafen. Ich fragte mich, ob er dabei über etwas nachdachte. Mama sagte, er sei ein besonnener, ruhiger Mann. Für mich war er ein Rätsel.

Um die familientypische Stille zu überbrücken, spielten wir im Anschluss an den Geburtstagskaffee *Mensch ärgere dich nicht*. Timo würfelte eine Sechs nach der anderen und warf mich in jeder zweiten Runde raus. Er gewann, seit ich denken konnte. Wenn er Timo hätte schmeißen können, übersah Malte es mit Absicht. Mich verschonte er nie. Ich sei die Ältere, sagte er erbot, wenn ich mich traute zu protestieren. Ich müsse das wegstecken können.

Nichts konnte ich wegstecken. Ich sah im Fernsehen und in Mamas Klatschzeitschriften all die vermeintlich glücklichen, zusammengestückelten Familien mit Kindern von verschiedenen Partnern und dem obligatorischen eigenen Alibi-Kind, das wenig später auch unter der Trennung der Eltern würde leiden müssen. Ich litt immer noch unter der Tatsache, dass meine leiblichen Eltern es nicht geschafft hatten, zusammen zu bleiben. Nun war ich niemand, der in Selbstmitleid versank, aber ich wusste, dass meine Kindheit von der Familienkonstellatation überschattet war. Die wenigen Augenblicke, in denen ich es kurzzeitig vergessen konnte, waren die gemeinsamen Stunden mit

Anne. Deren Mutter an meinem fünfundzwanzigsten Geburtstag eine Schreckensnachricht überbrachte.

Wir saßen noch am Kaffeetisch, als es an der Tür klingelte. Ein kindlicher Gedanke ließ mich glauben, es könnte Anne sein, die mit mir ausgehen wollte, wie damals mit dreizehn. Doch sie studierte inzwischen in Berlin, es war unwahrscheinlich, dass sie hier sein würde.

Die Stimme ihrer Mutter war gedämpft und ihr Sprachfluss abgehackt. Ich spähte in den Flur und sah, dass meine Mutter sie hereinbat. Frau Kling war die kleinste Frau, die ich kannte, sie trug gern grün und sah aus wie ein Elf. An jenem Nachmittag glich sie einer in sich zusammengesackten Greisin.

„Das ist ja schrecklich“, hörte ich Mama sagen. „Komm doch rein und trink einen Tee.“ Frau Kling folgte der Einladung und Mama zog die Küchentür zu.

Malte und Timo schalteten den Fernseher ein. Es lief ein scheinbar wichtiges Fußballspiel. Mit einer bangen Vorahnung und weil mich die Übertragung nicht im Geringsten interessierte, begab ich mich in mein vertrautes Jugendzimmer. Am Fenster hingen immer noch dieselben Stoffvorhänge mit bunten Flecken, die ich mit acht Jahren ausgesucht hatte. Die linke Wand war mit meinen Kinderzeichnungen tapeziert und auf dem Regal über dem Bett hockten meine früheren Kuscheltiere und warfen mir sehnsüchtige Blicke zu. Wenn die Zeit stehen bleiben konnte, dann in dieser Wohnung.

Ich legte mich auf mein Jugendbett, sah an die fleckige Decke und verschränkte die Arme unter meinem Kopf. Draußen stimmte ein Vogel ein Lied an. In mir herrschten Stille und eine Dunkelheit, die mich in den letzten Jahren zu oft heimgesucht hatte. Ich war fünfundzwanzig Jahre alt! Als Kind hätte ich mich für eine alte Frau gehalten. Trotzdem fühlte es sich so an, als habe sich nicht viel in mir verändert. Am liebsten hätte ich meine Latzhose aus Jeansstoff wieder angezogen, um mit Anne in ihrem Garten zu schaukeln. Anne und ich konnten damals stundenlang schaukeln. Mama fragte manchmal vorsichtig, ob wir nicht zu alt dafür seien. Ich verneinte, denn für mich war es mehr als nur ein sinnloses Vor- und Zurückschwingen. Es waren die friedlichsten Augenblicke, die ich mir vorstellen konnte. Irgendwie erinnerte meine liebste Latzhose mich immer daran, auch wenn die jetzige mit Farbflecken gesprenkelt war. Ich liebte es, Wände und Möbel zu bestreichen. Die Kommode in meinem Zimmer, die meiner Oma gehört hatte, war zurzeit grün. Zuvor war sie weiß, gelb und gelb-weiß gepunktet gewesen. Den Pinsel in Farbe zu tränken und mit parallelen Zügen das Holz zu bemalen, brachte mir eine warme innere Ruhe. Malte beschwerte sich jedes Mal, die ganze Wohnung stinke nach Farbe, er würde Kopfschmerzen bekommen.

Wenn mir danach war, trug ich Latzhosen sogar zur Arbeit, auch wenn ich dadurch fragende Blicke erntete. Bunte Turnschuhe, ein weißes T-Shirt und eine Latzhose waren für mich das perfekte Outfit für jeden Tag.

„Schatz!“ Mama klopfte an. „Darf ich hereinkommen?“ Sie schob langsam die Tür auf und richtete ihren traurigen Blick auf mich. Ihre Augen, die ein wenig gerötet waren, sagten oft mehr als Worte. Sie setzte sich neben mich auf die Bettkante, ich setzte mich auf und sie legte ihre Finger um meine Unterarme. Das tat sie immer, wenn sie mit mir reden wollte. Als wolle sie mich festhalten, damit ich bei unserem Wortwechsel nur ihr gehörte. Sie brauchte diese körperliche Nähe, um die geistige aufzubauen.

„Es ist etwas Furchtbares passiert.“ Wir sahen uns an. Mama schluckte. „Anne hatte einen Unfall.“

Sofort stellte ich mir meine ehemals beste Freundin vor, wie sie mit geschlossenen Augen im Krankenwagen lag.

„Wie geht es ihr?“, fragte ich nervös, immer noch in Mamas Umklammerung gefangen.

Meine Mutter senkte den Blick. Eine Träne tropfte lautlos auf mein Bett, weitere folgten. Sie malten ein Punktemuster auf die grüne Tagesdecke.

Anne war am Gymnasium nicht nur meine beste Freundin gewesen, sondern die erste und einzige, die ich in meinem Leben hatte, diejenige, in deren Gegenwart ich ganz ich selbst sein konnte. Sie hatte nie etwas an meinen Latzhosen auszusetzen gehabt.

Ich befreite meine Rechte aus Mamas Griff und fasste ihr ans Kinn, um ihren Kopf sanft anzuheben. Ihre Augen waren mit einem Netz aus roten Adern überzogen und liefen über vor Tränen. Sie begann zu schluchzen, ließ meinen anderen Unterarm los und fiel mir um den Hals. So, wie ich es schon

unzählige Male getan hatte, um mich bei ihr auszuheulen. Mamas Brustkorb bebte vor Schmerz und sie hatte Mühe, sich zu sammeln. Ich drückte sie an mich. Erst als sie sich ein bisschen beruhigt hatte, erklang ihre gedämpfte Stimme neben meinem Hals: „Sie ist tot.“

Kapitel zwei

Wenn jemand geht, kommt die schmerzliche Erinnerung zurück. Ich dachte jede Sekunde an Anne. In der U-Bahn, wenn ich in die Innenstadt zur Arbeit fuhr, während ich mit gesenktem Kopf die Königstraße entlangging, und sogar während ich die Drogeriemarktprodukte der Kunden über den Scanner zog. Normalerweise hatte ich ein Buch in dem Regal unter der Kasse versteckt und zog es hervor, wenn keine Kunden da waren und ich mich unbeobachtet fühlte. Die dicke Dana an der Kasse gegenüber lackierte ständig ihre Fingernägel. Sie blickte nur auf, wenn jemand zahlen wollte, mich beachtete sie ohnehin nicht. Die Menschen sahen durch mich hindurch, als sei ich gar nicht anwesend. Aber das war ich gewohnt. Maltes Abweisung hatte mich abgehärtet.

„Hast du das Foto gesehen, das Lea bei *All of Us* gepostet hat?“, fragte eine junge Frau mit rauer Stimme. Sie stand mit einer anderen vor dem Regal mit Haarfärbemitteln und sprach sehr laut.

„Nein, noch nicht, aber ich schau nachher gleich mal nach.“

„Sie hat eine neue Frisur, sieht toll aus. Ich finde, sie sieht ein bisschen aus wie Gwyneth Paltrow.“

Wer war Gwyneth Paltrow? Ich vermutete, es müsse sich um eine Schauspielerin handeln. Wir sahen wenig fern. Unsere Fernbedienung war seit Monaten verschollen und jedes Mal, wenn Mama die Glotze abstaubte, murmelte sie, dass wir sie im Grunde genommen gar nicht mehr brauchten. Sie und ich können unsere Liebesfilme auch auf dem Tablet anschauen, Malte korrigierte abends lieber Mathearbeiten oder pflanzte sich mit seinem Laptop auf unser Cord-Sofa. Mama schrieb oft Emails. Sie war fasziniert von der Tatsache, dass ihre Worte binnen Sekunden einen Empfänger erreichen konnten. Unser Familien-Computer stand auf einem hellen Tischchen, das wir auf einem Flohmarkt erstanden hatten, in der hintersten Ecke des Wohnzimmers. Es war noch einer der dicken Computer, kein moderner Flachbildschirm.

„Und Amanda, die macht richtig Karriere!“, rief die Frau mit der Kettensägen-Stimme und warf eine Packung Färbemittel in ihren Einkaufswagen.

Ich wollte weghören, konnte aber nicht. Diese Frauen lebten in einer anderen Welt. In der, die zählte und in die ich nie einen Fuß setzen könnte. Als habe mir jemand Fesseln angelegt, die mich für immer und ewig in der dunklen Wohnung im Süden der Stadt festhielten. Ich liebte meine Mutter über alles und sie war die beste Mama, die ich mir vorstellen konnte, aber es war nicht die Norm, mit fünfundzwanzig noch mit ihr unter einem Dach zu leben. Ich

war wie ein Elefant im Zoo, angekettet und mit begrenztem Aktionsradius. Er starrt auf die Menschen, die dort vor dem Gehege stehen, der wirklichen Welt angehören und ihn genauso anstarren. Der Unterschied war nur, dass ich nicht einmal angestarrt wurde. Höchstens, weil jemand den Kopf über meine nicht vorhandene Frisur schüttelte oder meine Stummelbeine bemerkte – sie hatten gestreikt, als der Rest meines Körpers in die Höhe geschossen war, und betonten meinen zu dicken Hintern. Es gab keine Hose, in der mein Hinterteil vorteilhaft aussah. Egal, wie viel Elasthan in dem Stoff verarbeitet war, wo die Taschen saßen oder welche formende Unterwäsche ich ausprobierte. Denn ich las die Werbung in Mamas Zeitschriften, die sich unter dem Sofatisch stapelten, weil ich mich auf eine sonderbare Weise für diese andere Welt, in die ich nie hineingefunden hatte, interessierte. Schubweise versuchte ich, meine Optik ein wenig aufzubessern, aber jeder Versuch scheiterte binnen kürzester Zeit. Also holte ich meine Latzhose aus dem Schrank und pfiff auf all das, was ich niemals sein würde: hübsch, beliebt, erfolgreich und glücklich.

„Also hören Sie, ich stehe hier schon seit mindestens zehn Minuten!“ Die alte Dame, die mich aus wässrig blauen Augen anstarrte, stand direkt vor mir und sprach ein so breites Schwäbisch, wie meine Oma es einst getan hatte. In ihrem Blick brannte die Ungeduld.

Mir blieben zunächst wie immer alle Worte im Hals stecken. Ich räusperte mich und setzte mich ein bisschen aufrechter hin. Dana grinste zu mir herüber und zuckte die

Schultern, während sie ihre Finger mit den frisch lackierten, knallroten Nägeln von sich spreizte.

„Tut mir leid“, murmelte ich und zog die Inkontinenzeinlagen über den Scanner.

„Werden Sie jetzt auch noch unverschämt?“ Die Dame beugte sich ein wenig nach vorne.

Ich hielt kurz inne, bevor ich nach dem Vollkornmüsli griff. Blickkontakt hatte ich schon als Kind gemieden, aber jetzt schien er unvermeidbar.

„Das werde ich Ihrem Vorgesetzten melden!“ Die Nasenflügel der Frau blähten sich vor Empörung auf, als mir klar wurde, dass sie der Ansicht war, ich habe mich über ihre Blasenschwäche lustig gemacht.

„Das ... war wirklich nicht so gemeint.“ Ich senkte den Blick erneut auf den vertrauten Scanner, der rhythmisch piepste, während ich die Feinstrümpfe, den Tee und die Bio-Kekse auf die andere Seite schob. Danas Blick brannte auf meiner Stirn. Freute es sie, dass ich wieder einmal ins Fettnäpfchen getreten war?

Als ich das Bio-Schokoladenpulver eingescannt hatte, ruhte mein Blick zunächst auf dem Warentrennstäbchen. Dahinter lag eine Packung Kondome, mehr nicht.

„Geht es noch langsamer?“ Der hagere junge Mann, der hinter der alten Frau stand, strich sich mit einer Hand durch die Haartolle oberhalb seiner Stirn. Obwohl ich es nicht wollte, starrte ich ihn an. Seine hellen Augen, die mit einer feinen schwarzen Kajal-Linie umrandet waren, huschten

unruhig hin und her. Ob seine Freundin im Bett auf ihn wartete?

„Junge Frau, auch wenn ich alt bin, habe ich einen Tagesplan. Dürfte ich jetzt bitte zahlen?“, fragte die alte Dame etwas ruhiger.

„Sie können auch bei mir zahlen!“, rief Dana plötzlich und winkte freundlich lächelnd. Der Mann schnappte seine Kondome vom Band, schüttelte den Kopf und drehte mir den Rücken zu.

„Das macht achtunddreißig Euro und zwanzig Cent.“ Meine eigene Stimme überraschte mich. Sie klang zaghaft, beinahe verängstigt. Meinen dankbaren Blick fing Dana nicht auf, da sie schon mit der nächsten Kundin beschäftigt war.

Die alte Frau holte ihre Geldbörse hervor und kruschtelte umständlich darin herum. Dabei schob sie ihr Kinn nach vorne und senkte den Kopf, als wolle sie in das Fach mit dem Kleingeld hineinschlüpfen. Schließlich leerte sie alle Münzen vor mir aus und ich suchte mir zwanzig Cent heraus.

„Sie sind bestimmt neu hier, nicht wahr?“ Sie musterte mich so eindringlich und wohlwollend, wie es zuletzt die Tante im Kindergarten getan hatte. „Ich wollte Sie vorhin nicht so zurechtweisen“, setzte sie hinzu und versuchte zu lächeln. „Manchmal werde ich etwas ungeduldig. Vielleicht, weil meine Zeit ausgeht.“ Sie zauberte zwei Jutebeutel aus ihrer Handtasche und packte ihre Einkäufe ein. Ich wusste nicht, was ich darauf erwidern sollte, alle Worte blieben mir

im Hals stecken. Also schluckte ich. Der Kloß war hart und trocken, und es war derselbe Kloß, den ich seit meiner frühen Kindheit mit mir herumtrug. Gedankenversunken sah ich der Frau hinterher, wie sie mit ihren schmalen Schultern und dem krummen Rücken durch die automatische Tür ging, links und rechts beladen, mit ihrem gekräuselten, blau schimmernden Haar. Sie hatte so recht! Unsere Tage waren gezählt. Die Uhr tickte seit der Sekunde, in der wir das Licht der Welt erblickt hatten. Wer wollte da seine Zeit an der Kasse eines Drogeriemarktes vergeuden, nur weil die Kassiererin eine verträumte, langsame Person war?

Noch bevor ich Dana für ihre Hilfe danken konnte, legte der nächste Kunde eine Ladung Windeln und Baby-Feuchttücher auf mein Band. Typ Hausmann, aber sehr attraktiv. Mein Blick war flüchtig, aber darin geübt, innerhalb kürzester Zeit so viele Details wie möglich festzuhalten. Dieser Mann strahlte Ruhe und ein Selbstbewusstsein aus, um das ich ihn beneidete. Sein Dreitagebart war rötlich braun und seine Baskenmütze saß gekonnt schräg auf dem länglichen Kopf. Mit einem vorsichtigen Lächeln zog ich seine Waren über den Scanner. Er zahlte mit EC-Karte, und als ich sie entgegennahm, berührten sich unsere Finger. Wie ein elektrischer Blitz durchfuhr es mich für den Bruchteil eines Augenblicks. War das die Wirkung einer zärtlichen Berührung? Diese war unbeabsichtigt und bedeutungslos, das war mir wohl bewusst, aber mein Körper war in Alarmbereitschaft. Die einzige körperliche Nähe, an die ich mich erinnern konnte, waren die Zeiten, in denen ich im

Schoß meiner Mutter saß, um mich von einem Sturz oder einer Enttäuschung zu erholen. Ihre Umarmung war warm und wohltuend, ihre Nähe ein Nest, in dem ich mich wohlfühlte. Malte hatte mich in meinem Leben kaum berührt. Als sei ich eine giftige Kröte, von der man einen Ausschlag bekommt.

„Danke“, rief ich Dana kurz darauf zu, als sie aufstand und in die Mittagspause verschwinden wollte.

„Wofür?“ Der Ausdruck in ihren Augen war verständnislos. „Der Kunde ist König.“

Ich presste die Lippen zusammen. So war das also. Es war kein Gefallen gewesen, sondern reine Pflichterfüllung dem Einkaufenden gegenüber. Wieder musste ich schlucken. Wieso hatte ich nur gedacht, Dana könnte daran interessiert sein, mir zuliebe etwas zu tun?

Der Nachmittag zog sich in die Länge. Ohne Dana räumte ich in den ruhigen Minuten etwa hundert Schachteln Haarfärbemittel, zwanzig verschiedene Zahnpasten und jede Menge Binden, die am Morgen geliefert worden waren, in die frisch abgestaubten Regale ein. Zwischendurch las ich, vor allem, weil der Wachhund Dana mir nicht gegenüber saß. In meinem Buch fanden sich die Liebenden schließlich, nachdem sie alle Hindernisse überwunden hatten, um ein gemeinsames Leben zu beginnen. Zugegeben, es war ein wenig kitschig, aber es tat gut, für dreihundert Seiten in eine Person zu schlüpfen, die mehr Glück im Leben hatte als ich.

Um Punkt zwanzig Uhr schloss ich meine Kasse, steckte das Buch in die Brusttasche meiner Latzhose, verabschiedete mich von Miri, einer drahtigen Angestellten mit knallrotem Haar, und machte mich auf den Weg zur Straßenbahnhaltestelle. Über der Stadt lag ein dumpfer Schleier, es würde bestimmt bald wieder Feinstaubalarm geben. Trotzdem atmete ich tief durch, als täte ich es das erste Mal an diesem Tag. Ein Meer aus Menschen hatte sich über die Königstraße ergossen und ein Straßenmusikant spielte eine sehnsüchtige Melodie auf seiner akustischen Gitarre. Ich zog ein paar Münzen aus meiner Hosentasche und ließ sie in seinen Filzhut fallen. Er nickte nur stumm und ließ seine Finger weiter über das glatte Griffbrett gleiten, so sehr war er in der Melodie versunken. Klassische Musik lag mir auch, sie lief oft im Hintergrund, wenn ich Möbel oder Wände bemalte. Meine Mutter sagte, ich sei verrückt, mein Zimmer jedes Jahr mehrmals umzugestalten. Auch wenn ich ihr versicherte, es mache mir Spaß. An einem kalten Herbstnachmittag im letzten Jahr hatte ich sogar vorgeschlagen, die gesamte Wohnung neu zu streichen. Es war eines jener Wochenenden, die Mama in der Küche verbrachte, um eines von Maltes Lieblingsgerichten zu kochen, während mein Stiefvater im Wachkoma auf der Wohnzimmercouch saß. Alles, was er gern aß, war aufwendig und sehr kompliziert zu kochen.

„Ich habe eine Idee“, sagte ich kaum hörbar und knetete meine feuchten Hände nervös vor meinem Bauch. Malte reagierte erst gar nicht, als habe er nicht gehört, dass ich

ins Wohnzimmer gekommen war. Sein dichtes, braunes Haar saß perfekt geschnitten auf seinem Kopf, der im Verhältnis zu seinem Körper viel zu klein war. Mama fragte ihn immer, wo so viel Hirn in ihm Platz hätte, und dann lachte Malte nur verlegen und tätschelte sie am Hinterkopf. So, wie er mich am Tag meiner Abiturfeier tätschelte, nachdem ich mit meinem 1,1-Durchschnitt eine Sonderbelobigung des Rektors erhalten hatte. „Mach was draus, Gundi“, hatte Malte gesagt und mir die Hand auf die Schulter gelegt, nur ganz kurz, aber mit viel Druck, als wolle er sicherstellen, dass ich seine Worte ernst nahm. Hatte ich sie ernst genommen?

An diesem Tag drehte sich Malte nicht einmal zu mir um. Wenn er mich nicht bemerken wollte, tat er es einfach nicht. Also räusperte ich mich und trat so in seine Nähe, dass er mich auch in seinem komatösen Zustand hätte sehen müssen. Immer noch keine Reaktion. Erst als Mama lächelnd aus der Küche trat, um zu verkünden, dass wir in einer Viertelstunde essen konnten, drehte Malte den Kopf ein wenig zur Seite.

„Ich habe eine Idee, Malte“, wiederholte ich. Immer, wenn ich den Mund aufmachte, taumelten die Worte aus ihm heraus, als haben sie noch nicht laufen gelernt.

Malte wandte seinen Körper in meine Richtung und verschränkte die Arme vor der Brust. Dabei steckte er seine Hände unter die Achseln und sah aus, als habe er sich selbst eine Zwangsjacke angelegt. „Ich höre!“

Wenn Malte sprach, verstummte meine Mutter. Als müssten alle den weisen Worten lauschen, die der Oberlehrer nun von sich geben würde. Wieder kämpfte ich gegen den Kloß in meinem Hals an.

„Neulich habe ich mit Mama gesprochen und vorgeschlagen, ich könnte die Wohnung neu streichen.“ Der Kloß wuchs unweigerlich. Dass Malte zunächst nicht reagierte, machte die Situation nicht einfacher. Ich wünschte mir nichts sehnlicher als einige ermunternde Worte meiner Mutter, aber sie stand nur da, in ihrer grauen Schürze und den Filzpantoffeln, als habe sie nichts zu melden. Die Uhr an der Wand tickte laut. Bald würde der Kuckuck aus ihr herausspringen.

„Ich bin dagegen“, sagte Malte schließlich und zog seine Zwangsjacke noch ein Stück enger. Mehr sagte er nicht. Ich kämpfte gegen die Tränen an und gegen dieses Gefühl, das an Hass grenzte und mich zu zerfressen drohte. Mit hängenden Schultern verkroch ich mich in mein Zimmer. Als meine Mutter mich zum Abendessen holen wollte, blieb ich stur. Nachdem sie die Küche aufgeräumt hatte, brachte sie mir einen Teller mit Braten und selbstgemachtem Kartoffelbrei aufs Zimmer.

„Er glaubt, dass es im Herbst ungünstig ist“, sagte Mama und legte eine Hand auf meinen Arm. „Man kann nicht gut lüften.“

Sie setzte sich neben mich aufs Bett, während ich mein Abendessen in mich hineinschaufelte, obwohl es wie immer köstlich schmeckte.

„Außerdem glaubt er nicht, dass ihr denselben Geschmack habt“, fuhr sie fort und sah mich mitleidig an.

„Es war nur ein Vorschlag“, sagte ich noch mit vollem Mund, zog meinen Arm zu mir und bereute es, jemals gefragt zu haben.